

Der Reidenmeister

Geschichtsblätter für Lüdenscheid Stadt und Land

Herausgegeben vom Lüdenscheider Geschichtsverein e. V.

Nr. 142

20. Dezember 1999

Dr. Walter Hostert

Aus dem Bericht eines Zeitzeugen: Judenverfolgung in Lüdenscheid in den Jahren 1933 bis 1945

Berichte von Zeitzeugen sind für die Geschichtsschreibung eine unverzichtbare Quelle. Das gilt auch für die jüngeren Epochen. Aus der NS-Zeit gibt es zu dem Thema Judenverfolgung eine Darstellung von Hermann Behrend, die dieser im Jahre 1953 für seinen Sohn Fritz als dauernde Mahnung niedergeschrieben hat. Behrend kam aus Bückeburg 1923 nach Lüdenscheid.

Geboren am 3. August 1883 lernte er 1922 Frau Else Stern aus Lüdenscheid kennen; diese hatte gleich zu Kriegsbeginn, September 1914, ihren Mann, den Kaufmann Robert Stern, verloren. Er war zum Landwehrrifanterieregiment 30 in Metz einberufen worden. Das Ehepaar Stern war kinderlos.

Auch Hermann Behrend hatte 1903 bei der leichten Feldartillerie zu Pferd gedient und war als Unteroffizier entlassen worden.

1914 erneut eingezogen, kam er im Elsaß zum Einsatz, kämpfte in Galizien, in Montenegro, in der Türkei und zuletzt in Frankreich. Am 1. Dezember 1918 wurde er als Bataillons-Verpflegungsoffizier entlassen. Er lernte im Feld viele jüdischen Kameraden kennen und bezeichnet sich selbst als großen Patrioten und

treuen Staatsbürger. H. Behrend wurde durch die Heirat Inhaber des Konfektions- und Textilwarengeschäfts „Robert Stern“. Aus seiner Ehe mit Else Oppenheimer verw. Stern entsprangen zwei Kinder. Das erste starb bei der Geburt, das zweite mit Namen Fritz war der Adressat der Aufzeichnung seines Vaters.

Fritz wurde mosaisch erzogen und in die Gedankenwelt seines

Vaters eingeführt.

Als die Stadt Lüdenscheid die Überlebenden des Holocaust in ihre alte Heimat einlud, war Fritz (Fred) Behrend dabei. Bei seinem zweiten Besuch übergab er dem Museum ein Stück einer Thorarolle zur Erinnerung an die jüdischen Mitbürger und den einstigen Gebetsraum der jüdischen Gemeinde. Hier sein Bericht:

Am 4. November 1922 lernte ich meine jetzige Frau, die damalige Frau Else Stern, geb. Oppenheim aus Rahden, kennen. Meine Frau war Kriegswitwe, hatte im März 1914 Herrn Robert Stern aus Dülken geheiratet. Robert Stern wurde am 1. Mobilmachungstag eingezogen und fiel in den ersten Wochen des Krieges. Er war das erste bestätigte Kriegsoffer der Stadt Lüdenscheid.

Meine jetzige Frau führte nun das unter der Firma Robert Stern in Lüdenscheid hinterlassene Konfektions- und Textilwarengeschäft als alleinige Inhaberin mit viel Geschick und außerordentlichem Fleiß und ganz besonderer Ordnungsliebe weiter. Es war für mich ein Vergnügen, die Sauberkeit, Ordnung und Akkuratess des Geschäftes zu sehen, als ich zum erstenmal das Lokal betrat.

Am 25. Dezember 1922 verlobte ich mich und am 22. Februar 1923 wurden wir in der elterlichen Wohnung in Rahden (Westfalen) von Herrn Lehrer Rein, zu allem Guten, getraut. Auf der Hochzeit waren vertreten: Die Rahdener Eltern, außer Klare, sämtliche Geschwister von Else, mein Vater und mei-

ne Schwester Grete, die aus Holland kam, wo selbst sie in Stellung war. Meine liebe Mutter war leider bettlägerig und konnte an der schönen, gemütli-

chen Feier nicht teilnehmen. An beiden Tagen war sehr schlechtes Wetter; der Schnee lag sehr hoch. Nach der Hochzeit fuhren Else und ich nach Berlin zum Einkauf; es war Inflation, eine fürchterliche, aufregende Zeit.

Wir waren sogar gezwungen, unsere Reise vorzeitig abzubrechen, da wir fürchten mußten, weder das Hotelzimmer noch die Rückreise bezahlen zu können. Ich erinnere mich noch, daß wir für das Zimmer die erste Nacht 15.000 Mark, am zweiten Tage schon 30.000 Mark bezahlen mußten. Auf der Rückreise hatten wir noch gerade soviel Geld bei uns, daß

Else nur noch etwas essen konnte, ich mußte schon solange warten, bis wir wieder in Lüdenscheid waren.

ren. Wir kamen von Jahr zu Jahr weiter voran.
Am 4. Januar 1924 wurde unser erstes Kind geboren; ein acht Pfund schwerer Junge. Leider starb das Kind kurz nach der Geburt. Dies war eine große Enttäuschung für uns. Mein sel. Vater tröstete uns mit den Worten: „Besser der Ast, als der Stamm!“ Nach zwei Jahren, am 3. November 1926, wurde zu allem Guten unser Fritz Bernhard geboren. Die Freude war sehr groß. Das Kind war sehr zart. Die Brstmilch konnte erst nach 14 Tagen stattfinden. Die liebe Else wurde in der Privatklinik des Frauenarztes Dr. Thomä entbunden und wurde das Kind daselbst auch gemallt. Als Mohel fungierte Herr Kanton Bußmann aus Elberfeld. Das Kind habe ich selbst gehalten; mein sel. Vater war Gevatter. Die Familienfeier war wunderschön. Alle Verwandten waren gekommen. Ebenfalls nahmen alle Bekannten und Freunde aus der Gemeinde den regsten Anteil an unserer Freude und Feier. Der Mutter ging es sehr gut. Nach drei Wochen holte ich Mutter und Kind nach Hause. Tante Grete war einige Stunden



Fred Behrend aus New York (l.), Sohn des Autors und Adressat der Niederschrift, trug sich anlässlich seines Besuches vom 9. bis 12. August 1990 ins Goldene Buch der Stadt Lüdenscheid ein. (Zeitungsbericht Lüdenscheider Nachrichten vom 11./12. August 1990)

chen Feier nicht teilnehmen. An beiden Tagen war sehr schlechtes Wetter; der Schnee lag sehr hoch. Nach der Hochzeit fuhren Else und ich nach Berlin zum Einkauf; es war Inflation, eine fürchterliche, aufregende Zeit.

nen. Ich erinnere mich noch, daß wir für das Zimmer die erste Nacht 15.000 Mark, am zweiten Tage schon 30.000 Mark bezahlen mußten. Auf der Rückreise hatten wir noch gerade soviel Geld bei uns, daß

In dieser fürchterlichen Zeit begannen wir nun, unsere Existenz aufzubauen. Der liebe Gott und der Segen unserer Eltern war mit uns. Wir kamen gut durch die Inflation und unser Geschäft fing an zu florie-

nach der Geburt des Kindes schon in Lüdenscheid und übernahm die Pflege der überglücklichen Mutter. Für den Jungen engagierten wir nach wenigen Tagen eine staatlich geprüfte Säuglingsschwester (Wasenolh aus Gesolei Düsseldorf, Prof. Schloßmann), die das Kind eineinhalb Jahre betreute.

Im selben Jahre bekamen wir eine sehr scharfe Konkurrenz nach Lüdenscheid. Die Firma Leonhard Tietz hatte das Leopold Simonsche Geschäftshaus käuflich erworben, baute es zu einem Warenhaus um und eröffnete zu Weihnachten mit großem Tamtam das bekannte Warenhaus L. T. In der Zwischenzeit haben auch wir nicht geschlafen. Zwar gegen den Willen meiner lieben Else warf ich sämtliche Artikel, wie Gardinen, Konfektion, Herren und Damen Unterwäsche, Strümpfe, Handschuhe, Baumwollwaren und Kurzwaren heraus und eröffnete ein reines Spezialgeschäft für Kleiderstoffe und Seiden; angegliedert wurde in einem zweiten Lokale eine Bettenabteilung mit Reinigung und Füllmaschinen. Wir schlossen uns kurz darauf zwei Spezialkonzernen an und hatten in kurzer Zeit bei weitem das beste und beliebteste Spezialgeschäft dieser Art in Lüdenscheid. Wir beschäftigten immer, außer dem Hausdiener, acht bis zehn Mädels.



Robert Stern, geb. 14. Dezember 1881, eingezogen zum Landwehr-Regt. 30 in Metz, gefallen am 5. September 1914 – Robert Stern war Jude, er gilt als der erste gefallene Lüdenscheider des Ersten Weltkrieges. Seine Witwe heiratete später Hermann Behrend und leitete das Geschäft von Robert Stern weiter. (Zeitbilder, Seite 47, Lüdenscheider Nachrichten 19./20. April 1998)

Über dem Hauseingang des Behrendschen Ahnenschlosses in Rodenberg waren die Worte eingeschnitten: „Wer Not leidet kehre hier ein, ihm soll geholfen werden!“ Diese goldenen Worte bewahrheiteten sich

auch bei meinen lieben Eltern in Bückeberg und hatten bei uns in Lüdenscheid im Hause Behrends traditionsgemäß im wahrsten Sinne des Wortes ihren Einzug gehalten. Wir hatten ständig das Haus voll Besuch, besonders, als wir die wunderbare Noltesche Villa in der Paulinenstraße bezogen. Jung und Alt traf sich bei Behrends. Die Rahdener Eltern besuchten uns jährlich einige Wochen, die Bückeberger jedesmal einige Monate. Die Eltern in Bückeberg wurden jährlich von uns mit 3.000 Mark unterstützt. Meine liebe Else war außergewöhnlich lieb zu meinen Eltern. Sie hatte bei den alten Leuten aber auch einen „großen Stein im Brett“. Auch verbrachten wir die schönsten Ferientage im schönen Bückeberg mit seinem schönen Harl und Schloßgarten und Eilsen. Im Schloßgarten ist unser Junge groß geworden. Im November 1929 feierten wir die goldene Hochzeit meiner geliebten Eltern. Die Feier war von Else und meiner Schwester Grete arrangiert worden. Sie war ein wundervolles Fest.

Morgens in aller Frühe war die Kapelle der Freiwilligen Feuerwehr zum einstündigen Morgenkonzert angetreten. Es wurden die Lieblingslieder und -märsche der Eltern zu Gehör gebracht. Ein extra hierzu gedrucktes Programm wurde den Eltern vorher feierlichst überreicht. Dann begann die nicht endende Gratulationsschar. Blumen und Obstkörbe nahmen kein Ende, Vasen und Behälter für die Blumen wurden aus der ganzen Nachbarschaft zusammengestellt. Mittags waren wir 37 Personen zu Tisch. Es wurde ein sehr feines, schmackhaftes Essen mit vielerlei Weinen serviert, viele schöne Reden und Vorträge wurden gehalten. Abends endete das wundervolle Fest mit einem imposanten Fackelzug, ausgeführt von der Stadtverwaltung und der Freiwilligen Feuerwehr. Der Vater und die Mutter wurden vom Hauptmann der Wehr herausgerufen und nahmen vor unserer Haustür die Parade des Zuges ab. Die Wehr war mit sämtlichen Geräten und Motorspritzen angetreten. Eine gleiche Ehre war bislang, außer dem Fürsten, noch niemanden zu Teil geworden. Mein Vater war aber auch Mitbegründer der Wehr, Ehrenvorstandsmitglied und über 60 Jahre aktiv in der Wehr tätig. Unsere Gäste blieben noch lange. Das Fest wird allen Teilnehmern unvergesslich bleiben.

Ein Jahr später, im Jahre 1930, feierten wir die goldene Hochzeit der Eltern meiner Else in Rahden. Auch hier war der ganze Platz in freudiger Erregung. Es waren viele Gäste ge-

kommen. Die Feier fand im Saal des Hotel Braun statt.

Das Unglücksjahr 1933 rückte näher und mit ihm der Untergang des mitteleuropäischen Judentums. Die sozialdemokratische Regierung hatte vollkommen versagt. Der rücksichtslose, fürchterliche Diktator (Nero Nr. 2) Adolf Hitler trat an die Spitze des deutschen Volkes. Eine Gewaltherrschaft entfaltete sich, wie sie noch kein Volk der Welt grausamer und rabiat, besonders für uns Juden, über sich ergehen lassen mußte. Es ist unbegreiflich, das ein Volk wie das Deutsche, welches so stolz auf seine großen deutschen Männer immer gepocht hat, solch einen hergelaufenen Vagabunden aus Österreich zum Führer wählen konnte. Die gerechte Strafe wird bestimmt nicht ausbleiben. Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher, das wird

700 höheren Beamten und Offizieren; es waren bestimmt noch mehr. Dieses alles ließ sich das Volk ohne weiteres gefallen, hat sich aber auch dafür den richtigen Namen und Ruf der zivilisierten Welt errungen. Nach dieser Bartholomäumsnacht war der deutsche Bürger noch ängstlicher geworden. Die sadistischen Gewaltmenschen konnten nun tun und lassen, was sie wollten.

Nun kam der 1. April 1933, er war als Boykotttag gegen die jüdischen Geschäfte, freien Berufe und Banken gerichtet. Alles, was jüdischen Eigentümern gehörte, wurde auf Befehl der Regierung boykottiert. Die einzelnen, kleinen Städte mußten Leute der Partei aus anderen Städten kommen lassen, da die einheimischen SS- und SA-Leute sich genierten, diesen erniedrigenden Frohdienst an ihren Mitbürgern zu leisten.

signien sofort aus dem Fenster zu entfernen. Schließlich mußte ich doch der Gewalt folgen und habe die Rolläden heruntergezogen.

Im Sinne des gesamten Volkes waren es keine antisemitischen Gewaltakte. Der folgende Montag war nachweislich für alle jüdischen Geschäfte ein Rekordtag. Dieses war ein Beweis dafür, wie das Volk zur damaligen Zeit noch eingestellt war. Wenn nun ein Volk, hauptsächlich die Jugend, tagtäglich und jahrein, jahraus eingetrichtert bekommt, was an allen Häusern, Bäumen, Anschlagsäulen, Telegrafenanlagen, Eisenbahnwagen, ja sogar Klossets zu lesen ist: „Die Juden sind unser Unglück und Juda verrecke etc.“ So kann die Frucht dieser vergifteten Aussaat nicht ausbleiben. Vom Jahre 1936 an gingen die meisten jüdischen Unternehmen lang-

Seine morgen 9 Uhr entschlief sanft mein
herzensguter Mann, unser lieber treuer Vater,
mein bester Großvater

Gottself Behrend

im 82. Lebensjahre.

In tiefer Trauer:
Mathilde Behrend
geb. Berghausen
Grete Behrend
Hermann Behrend u. Frau
Fritz Behrend

Bückeberg, Lüdenscheid, 11. August 1932.

Beerdigung Sonntag vormittag 1/10 Uhr.
Trauerfeier 1/2 Stunde vorher im Hause,
Bahnhofsstraße 88.

Freiwillige Feuerwehr Bückeberg

Am 11. Aug. 1932 ist unser lieber Kamerad
Ehrenmitglied

Gottself Behrend

nach 60jähriger Mitgliedschaft verstorben.

Mit vorbildlicher Etre hat der Verstorben
seit 1872 die freiwillig übernommenen Pflichten in
der Feuerwehr erfüllt und bis in sein hohes Alter
an allen Pflichten der Wehr teilgenommen.

Wir werden den Kameraden nicht vergessen.

Zur Beerdigung tritt die Wehr am Sonntag
9 Uhr beim Spritzenhaus vollständig an.

Kommando
der Freiwilligen Feuerwehr Bückeberg
Garting, Bückeberg

Todesanzeigen des Vaters von Hermann Behrend, die den Verstorbenen als bewußten deutschen Bürger ausweisen.

auch das deutsche Volk mit seinem Führer Adolf bestimmt noch gewahrt werden. Es bleibt nichts in der Welt unbestraft. Massenaufmärsche und Kundgebungen wurden nun kommandiert. Hierzu mußten alle Arbeiter aus den Betrieben beurlaubt werden, die Geschäfte und Büros mußten schließen, damit Alles teilnehmen konnte und mußte. Mit roher Gewalt, was gehen konnte auf die Beine gebracht, um der Welt die Einigkeit in der Politik und Volksgemeinschaft vorzugaukeln. Kein Mensch wagte, sich zu widersetzen oder irgendeine Kritik zu üben, er wäre auch unweigerlich auf viele Jahre ins Konzentrationslager gewandert, wenn nicht gar, wie man damals zu sagen pflegte, umgelegt.

Im Juni 1934 fand unter persönlicher Leitung Hitlers ein entsetzliches Massaker unter den nächsten Freunden des Führers statt. Alle führenden Leute, die nicht genau nach der Pfeife Hitlers, Görings und Goebbels tanzten, wurden in dieser Nacht von der Bande Hitler und Konsorten meuchlings ermordet. Man sprach von ca.

Für uns war dieser Tag besonders schwer. Meine liebe Mutter lag schwer operiert, 80jährig, in der Klinik bei Dr. Thomä. Außerdem war Fritzchens erster Schultag. Else hatte unseren Jungen unter Schluchzen zur Schule gebracht. Nachdem die sehr netten Lehrer ihr versicherten, ein besonderes Augenmerk auf den Jungen zu geben, kam Else einigermassen beruhigt nach Hause. Unser Geschäft blieb den Sonnabend über geschlossen. In einem unserer Schaufenster hatte ich das Bild des Gründers des Geschäftes aufgehängt mit der Bemerkung, daß der betroffene Robert Stern das erste Lüdenscheider Kriegsoffer im Weltkrieg gewesen und seine Frau, die jetzige Inhaberin sei. Man sähe daran doch, wie der Dank des Vaterlandes den Hinterbliebenen gewiß sei. Die Ehrenurkunde der Stadt Lüdenscheid mit der Beglaubigung des Oberbürgermeisters hatte ich mit ausgelegt. Die Fenster waren derart belagert, daß nach fünf Minuten der Verkehr durch die Hauptstraße gesperrt werden mußte. Ich wurde nun verschiedentlich von der Partei angerufen, das Bild mit den In-

sam aber sicher zurück und waren ohne Erbarmen dem Untergang geweiht. Schließlich wurde den arischen Fabrikanten und Grossisten verboten, jüdische Geschäfte zu beliefern, sowie von Juden Rohstoffe etc. zu beziehen. Es wurde den Beamten, Arbeitern und Schneiderinnungen von Amtswegen verboten, ihre Einkäufe in jüdischen Geschäften zu tätigen, ersteren sogar mit Androhung fristloser Entlassung und ohne Pension. Da nun alle Drohungen nicht halfen, die Geschäfte der Juden zum größten Teil immer noch florierten, wurden obige Verbote Reichsgesetz und war nun der Untergang aller jüdischen Unternehmungen besiegelt.

Nun kamen die Nürnberger Gesetze in punkto Rassenschande. Die jüdischen Haushaltungen durften keine arischen Dienstboten mehr halten, ein geschlechtlicher Verkehr mit Ariern wurde mit hohen Zuchthausstrafen geahndet. Täglich kamen viele Juden ins Zuchthaus oder KZ, da das Gesetz sehr häufig rückwirkend angewandt wurde.

Das Verbleiben der Juden in Deutschland wurde unmöglich. Nun reifte auch bei uns der Entschluß, unser schönes, gutgehendes Geschäft auf schnellstem Wege zu liquidieren, unsere Habseligkeiten einzupacken und mit unserem Jungen auszuwandern, die traute Heimat zu verlassen. - Aber wohin? Auf Veranlassung einer Jugendfreundin von Else, einer Frau Paula Frankenstein, geb. Heilbrunn aus Wagenfeld, stellte mein Schwager Otto, wohnhaft in Kopenhagen, uns ein Kapital von 7.500,—\$ in Amerika notariell zu Verfügung; eine Teilsumme war von uns bei ihm hinterlegt. Nun bekamen wir noch von einer weitläufig-

stellen, da wir eine Verlängerung des Verkaufes nicht genehmigt bekamen. Wir hatten ungefähr für 8.000,— RM übrig behalten. Wir holten nun diesen Warenbestand mit unserem Wagen in die Privatwohnung und setzten hier den Verkauf im geheimen fort. Alte, gute Kunden, auf die man sich hundertprozentig verlassen konnte, kamen jeden Abend und kauften, was sie gebrauchen konnten. Wir hatten noch immer tägliche Erlöse von 300,—RM bis 400,—RM. Wir fuhren auch mit unserem Auto hinaus, nahmen Stücke Seide mit und verkauften draußen manches Kleid und Kostüm. Der Rest im Werte von

unserer Abwanderung in Köln Wohnung zu nehmen. Wir mieteten auch eine sehr schöne Wohnung am Marweg zum 1. Dezember 1938.

Ich möchte nun nicht unerwähnt lassen, daß Ende Oktober 1938 von der deutschen Regierung eine Aktion gegen die polnischen Staatsbürger jüdischen Glaubens unternommen wurde, und zwar in der Weise, daß alle Männer, sehr viele Frauen und Kinder gewaltsam aus ihren Wohnungen und Schulen geholt, auf Lastwagen wie Vieh verladen und über die polnische Grenze befördert wurden. Ein großes Elend und sehr viel Herzweh entstand.

kamen vorläufig in die örtlichen Gefängnisse. Während die Männer abgeführt wurden, gaben sich extra für diese Aktion kommandierte Mitglieder der SS und SA daran, die Wohnungen der Juden vollständig zu demolieren und auszurauben. Die Schaufenster der jüdischen Geschäfte wurden eingeschlagen und die Läden geplündert. Mit einem Wort gesagt: „Banditen und Strauchritter (alias deutsche Regierung) machten ihr Meisterstück.“ Die Frauen und Männer, die in den Wohnungen noch angetroffen wurden, wurden blutig geschlagen. Aber noch nicht genug. Die Bestien machten selbst vor den Gotteshäusern und Friedhöfen

sprachlos, konnte nur die Worte herausbringen „mir wird ganz schlecht“. Worauf die Polizisten erwiderten, weil wir hier sind, wird Ihnen schlecht? Na, ich entledigte mich aller Sachen, die ich in den Taschen hatte und ließ mich abführen. Man brachte mich zur Polizeistation, nahm mir Hut, Hosenträger und alles, was ich noch bei mir hatte, ab und steckte mich in eine Zelle im Keller. Hier traf ich den Gesellschafter, Herrn Oskar Cahn (Inhaber des Lebensbergschen Geschäftes), einen Herrn Wolff aus Altena. Sie waren schon da und wir drei blieben zusammen in der Zelle. Die Behandlung während der Haft in Lüdenscheid war sehr ordentlich. Die Beamten, vom Kommissar bis zum gewöhnlichen Schutzmann waren sehr anständig.

Am darauffolgenden Tage wurden aus der ganzen Umgebung noch viele Glaubensgenossen eingeliefert. Wir waren jetzt wohl 50 Menschen. Nun wurden wir der reizenden Gestapo übergeben. Diese Sorte Menschen bildeten ein Kapitel für sich, und werde bestimmt später noch darauf zu sprechen kommen.

Vom Kommissar der Gestapo wurde uns gesagt, daß wir nun eine Fahrt ins Blaue machen würden, wir uns nicht unterhalten dürften, sondern nur an den Namen Grünspan zu denken hätten (dieses war der Name des Pariser Attentäters). - Was uns jetzt bevorstand, war mir vollständig klar.



Das Ladenlokal der Firma Robert Stern im Haus Wilhelmstraße 42. Das Bild wurde im April 1933 aufgenommen.

gen Verwandten, Miss Georgette Friedländer, eine Zusatzbürgerschaft und ließen uns jetzt in Stuttgart für die Einwanderung in die Vereinigten Staaten registrieren.

Nach langem hin und her wurde der Totalausverkauf des schönen, großen Warenlagers in die Wege geleitet und auf den 15. Juni 1938 festgesetzt. Nun ging es an die Lageraufnahme. Wir bekamen die Genehmigung zum Beginn des Verkaufes nach acht Tagen. Jetzt wurden alle weiteren Vorbereitungen getroffen, Personal engagiert und ein Reklamefachmann bestellt. Mein Freund Fritz Leiser, Herford, stellte mir drei glänzende Verkaufskräfte zur Verfügung. Im ganzen hatten wir 20 Mann Personal. Der erste Ausverkaufstag kam. Der Andrang war mehr als beängstigend. Ebenfalls der 2. und 3. Tag. Auch der 4. und 5. Tag brachte noch sehr viele Käufer. Nach acht Tagen wurde es etwas ruhiger. Beim Restverkauf wurde der Betrieb noch mal außerordentlich groß. Am 15. August mußten wir den Verkauf ein-

3.000,— RM gaben wir einem Auktionator in Elberfeld, von dem wir aber nie einen roten Pfennig bekommen haben.

Unser Fritz besuchte schon seit eineinhalb Jahren das jüdische Gymnasium (Javne) in Köln. Er war bei sehr bewakoweten, netten und sehr orthodoxen Leuten in Pension. Herr Baum war Oberkantor in der frommen Gemeinde „Synagoge Glockengasse“. Fritzchen hatte es dort sehr gut. Baums waren ganz reizend zu dem Jungen. Fritz war auch sehr gerne dort, wenn er nur nicht so entsetzliches Heimweh jedesmal bekommen hätte. Ich holte den Jungen jeden Freitag mit dem Wagen ab. Es war aber eine herzerreißende Angelegenheit, den Bengel Sonntagabend dort wieder abzuliefern. Jedesmal gab es ein großes Gezeter. Das Herz hat mir oft weh getan, wenn der Junge sich an mich kletterte und ich mußte ihn mit Gewalt von mir stoßen. Fritz war in Köln sehr beliebt. Alle mochten ihn gerne leiden. Um nun die hohen Pensionskosten und Reisen zu sparen, kamen wir zu dem Entschluß, bis zu

Frauen wurden ihrer Männer, Kinder, ihrer Väter und Eltern beraubt. Niemand wußte, wohin die Reise gehen sollte. Die zurückgebliebenen Angehörigen hörten wochenlang nichts von den Ihrigen. Nach vier bis fünf Wochen erfuhr man dann, daß die armen Juden jenseits der polnischen Grenze in Massenlagern untergebracht, fürchterlichem Elend, Entbehrungen und Hunger ausgesetzt waren.

In diesen Tagen ereignete sich nun in Paris ein Vorfall, der für die deutschen Juden recht verhängnisvoll werden sollte. Ein deutscher Gesandtschaftsbeamter, namens Rath wurde angeblich von einem 17jährigen polnischen Juden angeschossen. Eine Tat, die jeder anständige, gesittete Mensch verachtet. Diese Angelegenheit wurde nun von der sadistisch, antisemitischen, nationalsozialistischen, deutschen Regierung als willkommenes Ereignis dazu benutzt, sämtliche jüdischen Männer Deutschlands, mit wenigen Ausnahmen, vom 14. bis 85. Lebensjahr in einer Nacht (am 10. und 11. November 1938) zu verhaften. Die Juden

Foto: Sammlung Schumacher

nicht halt. Wie die Statistiken nachweisen, wurden in dieser Nacht über 500 Synagogen teils zerstört, teils eingeschert. Alles dieses geschah mit Genehmigung der Regierung und der örtlichen Behörden. Die Polizei war überall Zeugin dieses Vandalismusses.

So geschehen im 20sten Jahrhundert in Deutschland. Daher der Ausspruch: „Am deutschen Wesen soll die Welt genesen!“

Auch ich wurde am Morgen des 10. November um 6.00 Uhr von zwei Polizisten verhaftet. Die Beamten luden vor meinen Augen ihre Pistolen und machten mich darauf aufmerksam, daß sie bei einem etwaigen Fluchtversuch von der Waffe Gebrauch machen würden.

Unser Junge war Gott sei Dank in Köln. Frau Ripp, die Frau eines Polen, den man eine Woche vorher fortgebracht hatte, schlief bei uns. Die arme Frau war noch Wöchnerin, sie hatte 14 Tage vorher einem netten Jungen das Leben geschenkt. Meine liebe Else war ganz

Unsere erste Etappe führte uns zum Gerichtsgefängnis Dortmund. Hier nahm man mir meine gute Uhr ab, die ich nie wiederbekommen habe. Die erste Nacht blieben wir hier; wir waren ca. 800 Juden; es war gerade Freitagabend. Am anderen Morgen wurden wir wie eine Schwerverbrecherbande von stark bewaffneten SA- und SS-Leuten sowie Polizisten eskortiert durch Dortmund geführt. Alle fünf Meter mußte ein Schild getragen werden mit der Aufschrift: „Wir sind die Mörder von ... Wir Dreckjuden sind Vaterlandsverräter und an allem Unglück schuld“ etc., etc. Schließlich landeten wir am Hauptbahnhof, wo wir nach unbestimmt verladen wurden. Daß es nach irgendeinem Konzentrationslager ging, war uns allen klar. Aber wohin, merkten wir erst hinter Hannover - via Berlin - also Sträflingslager Oranienburg! Um 5.00 Uhr waren wir in Berlin, es wurde dunkel. Der Zug setzte sich langsam wieder in Bewegung und fuhr durch die dunkle Gegend und fuhr durch die dunkle Gegend uns allen nichts Gutes ahnen lassend. - Es war stockdunkel,

der Zug fuhr unheimlich langsam. Auf einmal wurden die Türen von allen Seiten aufgerissen und eine Meute Bestien in SS-Uniform in Menschengestalt stürmte mit Knüppel und anderen Schlagwerkzeugen mit dem Schrei in die Abteile: „Seid ihr Mörderpack, Ihr Drecksäue, Judenpack, Ihr Schei...haufen usw. noch nicht draußen?“ Ein Massaker setzte ein, wie es entsetzlicher nicht gedacht werden kann, zu beschreiben ist es nicht im Entferntesten. Die armen Menschen lagen haufenweise vor Eisenbahnwagen, wurden mit Fußtritten und sonstigen Knü-

die ersten Verwundeten und Tote. Dann ging es auf extra schlechten Wegen im Laufschrift durch die finstere Nacht zum Lager, ca. eine halbe Stunde. Auf diesem Wege starben wieder Leute von uns. Was man mit diesen Menschen machte, kann ich nicht sagen, man hörte nur Hilferufe wie Sch'ma jissroel und andere Gebete und das entsetzliche Geschrei und Gezeter der bestialischen Wachmannschaften.

Dieser Marsch zum Lager war wohl das Entsetzlichste, was ein Mensch erleben kann. Jede Sekunde mußte man gegenwärtig sein, von diesen Unmenschen totgeschlagen zu werden.

Stadt Lüdenscheid

den 3. April 1933

Sprechstunde der Redaktion 11-12 Uhr vormittags (Nachdruck aller Lokal- und Kreisnachrichten verboten.)

Ruhiger Verlauf des Boykott-Tages

Der von der NSDAP anberaumte Boykott-Tag am Samstag ist in der ganzen Stadt ruhig verlaufen, d. h. außer den angeordneten Maßnahmen sind keine anderen zu verzeichnen. Natürlich war während des ganzen Tages eine gewisse Spannung zu beobachten, aber Sensationslüsterne kamen nicht auf ihre Rechnung. Die größeren jüdischen Geschäfte hatten bereits um 10 Uhr geschlossen, vor die anderen wurden die Posten gestellt, die Schilder mit den vorgeschriebenen Aufschriften trugen.

Die Firma Robert Stern hatte in eines ihrer Schaufenster ein Plakat gestellt mit der Aufschrift: „Der erste amtlich gemeldete Kriegsgefallene Lüdenscheids war der Jude Robert Stern, Gründer dieser Firma“. Daneben fand sich der „Lüdenscheider General-Anzeiger“ vom 13. September 1914, in dem die Stadtverwaltung damals diese Mitteilung machte. Die Polizeiverwaltung hatte gegen die Aufstellung des Schildes nichts einzuwenden, aber die Entfernung wurde von den SA-Posten dennoch gefordert. Der Geschäftsinhaber schloß daraufhin das Geschäft. Der Vorgang zog eine riesige Menschenmenge an.

Bei der Geschäftsstelle der „Volksstimme“ entstand ein Aufruhr, weil dort Flugblätter verteilt und verhandelt worden sein sollten. Es handelte sich dabei aber um die Ausräumung des Geschäftslokals, das von der „Volksstimme“ aufgegeben wird. Eine Hausdurchsuchung fand am Nachmittag gegen 4 1/2 Uhr aus demselben Grunde im Gewerkschaftshaus statt. Der Umstand, daß die Zugänge dabei von der SS- und SA besetzt wurden, lockte auch hier eine große Zuschauermenge an. Nach Durchführung der Hausdurchsuchung wurden mehrere Personen, darunter der Gewerkschaftssekretär W. Bürger, der Stadtverordneter ist, in Schutzhaft genommen. Ebenso wurden drei weitere SPD-Stadtverordnete in Schutzhaft genommen und zwar E. Jüngermann, H. Knepper, Aug. vom Orde und der Angehörte der „Volksstimme“ W. Kattwinkel. Die Ansammlung am Gewerkschaftshaus hatte zeitweilig einen bedrohlichen Charakter angenommen.

Artikel an den Lüdenscheider Generalanzeiger vom 3. April 1933; er berichtet über den ersten Boykott-Tag jüdischer Geschäfte in der Stadt. - Gleichzeitig wird die Bevölkerung darüber unterrichtet, daß die Stadtverordneten W. Bürger (Gewerkschaftssekretär - nach dem Krieg - oder Bürgermeister der Stadt) C. Jüngermann, H. Knepper, Aug. von Orde und W. Kattwinkel (Angestellter der Volksstimme) am 7. März 1933, an dem Tag, als die schwarz-weiß-rote Fahne praktisch die schwarz-rot-goldene Fahne der Weimarer Republik ablöste.

peln und Gegenständen massakriert. Eine grausige Wirklichkeit. Als wir zu uns kamen, sahen wir nur Blendlaternen und aufgepflanzte Bajonette, sonst kein Licht weit und breit. Das Hilfeschrei der armen Juden war erschütternd: Wir hatten

stehen, stehen. Man soll es nicht für möglich halten, bis zum anderen Nachmittag 4.00 Uhr. Also, die ganze Nacht hindurch, reichlich 21 Stunden ohne Essen, Trinken und durften keine Bedürfnisanstalten benutzen. Gegen 4.00 Uhr nachmittags wurden wir zum Baden geführt, kahl geschoren und

eingekleidet. Die meisten, darunter auch ich, bekamen einen ganz dünnen Sträflingsanzug (gestreift), ein Hemd ohne Knöpfe und Ärmel, eine Art Strümpfe und ein Handtuch. Nun kamen wir total erschöpft in eine ungeheizte Baracke, die für 75 Personen gedacht war, zu 450 Mann. Nun wurde auch Essen herangeschleppt. Was es war, wußte niemand, aber es war zu genießen (vielleicht, weil wir ausgehungert waren).

Unsere unmittelbaren Vorgesetzten waren BV-Leute (Berufsverbrecher), alte Sträflinge aus dem Lager. Diese Menschen waren direkt Perlen gegen die Horde Adolf Hitlers. Diese Leute sahen sich in uns wieder, gedachten der schrecklichen Leiden, die sie selbst seinerzeit durchmachen mußten und waren sehr ordentlich nachgiebig, solange von der Hitlerbande niemand in Sicht war. Sobald natürlich solch' Bluthund in unsere Nähe kam, wurden auch dieser notgedrungen rabiat. Um 7.00 Uhr war Lagerschluß, mußte sich alles hinlegen. Wir schliefen in der ersten Woche auf der blanken Erde, bekamen zwei schlechte Decken und froren wie die jungen Hunde. Um halb fünf Uhr am anderen Morgen wurde geweckt, frage mich nur keiner wie? So ein Schreien, Gezeter, Befehlen und Gestoße kann sich kein Mensch vorstellen. In einem Raum, in dem in normalen Zeiten 75 Menschen untergebracht waren, muß, wenn 450 Menschen darin hausen, ist ein Tohu Wabohu unausbleiblich. Um viertel nach sechs Uhr war Antreten zum Appell. Nach dem Appell wurde zur Arbeit eingeteilt. Vor dem Appell, während desselben und nach dem Antreten bekamen immer mehrere Leute Schläge für Nichts und Wiedernichts. Die zu verrichtenden Arbeiten waren für die älteren Leute nicht sehr schwer. Nur die Leute, die außerhalb des Lagers beschäftigt und von SS-Leuten begleitet und beaufsichtigt wurden, hatten von dieser üblen Bande viel auszustehen. Die armen Juden waren diesen Unholden auf Tod und Leben ausgeliefert. Jede Züchtigung, Erniedrigung und bestialische Behandlung wurde allem Anschein nach von der Lagerbehörde nicht nur gut geheißt, sondern auch durch besondere Auszeichnungen gefördert. Um 8.00 Uhr trafen wir am Arbeitsplatz ein. Nun wurde ein jeder für eine gewisse Arbeit eingeteilt. Der eine mußte Sand schaufeln, der andere Steine tragen, Loren schieben und vieles andere. Um halb zwölf Uhr war Mittag, da durften wir uns eine halbe Stunde hinstellen und unser mitgebrachtes Stück trockenes Brot essen. Ebenfalls durfte geraucht werden, wenn

man etwas zu rauchen hatte. Aber woher nehmen und nicht stehlen. Dann ging es wieder weiter bis 4.00 Uhr. Jetzt wurde zurück marschiert und zum Appell wieder angetreten. Die meisten Sträflinge standen schon parat. Die Hinzukommenden mußten nun unter den Zigtausenden von Menschen ihren richtigen Platz suchen, was ohne Schläge, Fußtritte meistens nicht möglich war. Der Appell zog sich bis 6.00 Uhr hin. Wir konnten nicht mehr auf den Füßen stehen. Seit 6.00 Uhr morgens hatten wir doch nicht mehr gegessen. Häufig waren wir bis auf die Haut durchnäßt und froren ständig. Man konnte meistens vor Husten, Niessen und Räuspern nichts hören, was beim Appell verlesen wurde. Am nächsten Morgen wurden immer Leute abkommandiert, die den Auswurf der Erkältungskrankheiten mit den bloßen Händen auflesen mußten. Wer nun das Glück hatte, um 6.00 Uhr abtreten zu dürfen, konnte von großem Glück sprechen, denn gewöhnlich hatten wir nicht laut und gut genug gesungen, mußten dann noch zwei Stunden draußen stehen bleiben und kamen dann ohne Essen zur Ruhe. (Nach dem Appell mußten wir immer zwei oder drei Lieder singen, damit die um das Lager wohnende Bevölkerung auch richtig getäuscht wurde, wenn sie hörte, wie lustig es bei uns im Lager zugeht.)

man eventuell noch einen Sitzplatz. Die meisten mußten die Mahlzeiten stehend einnehmen. Der Krach während des Essens war immer ohrenbetäubend. Nach dem Essen war dann noch Gesangsunterricht und hernach in die Decken. Um halb acht Uhr durfte kein Licht mehr brennen. Am ersten Abend vor dem Schlafengehen wurde bekannt gegeben, daß es keine Krankenstube noch ein Revier für Kranke gäbe; auch stünden für die Juden keine Ärzte zur Verfügung. Für Juden gäbe es nur die Arbeit oder einen Sarg. (Es starben von uns Juden aber auch täglich fünf bis zehn Personen.) - Nach acht Tagen ließ das Massaker etwas nach, die Behandlung war etwas weniger nervenkitzelnd, aber immer noch unerträglich. Es ist aber auch möglich, daß man sich an den Kram schon etwas gewöhnt hatte. Stundenlang mußten wir morgens wie abends in den dünnen Kleidern, ohne Kopfbedeckung im Wind und Wetter draußen stehen. Es war entsetzlich kalt und regnete faßt immer, es war ja auch Ende November. Dann war noch befohlen, daß acht Tage die Baracken nicht geheizt werden durften, ebenfalls durften von morgens 6.00 Uhr bis abends 6.00 Uhr die Bedürfnisanstalten nicht benutzt werden; sie waren fest verschlossen.

Die Strafen, die verhängt wurden, waren mittelalterlicher Natur. Fünf bis zehn Stunden am Tor stehen, die Hände auf den Rücken gebunden und die Füße an einen Pfahl. 15 bis 25 Stockschläge auf den nackten Podex (der Betreffende wurde für diese Prozedur über einen Bock geschmalt) und dergleichen mehr. Nach 14 Tagen durften wir die erste Postkarte nach Hause schreiben. Unsere Frauen und Kinder wußten doch überhaupt nicht, wo wir geblieben waren. Eine harte Folter für die Lieben zu Hause. Post von zu Hause habe ich nie erhalten, obgleich man mir Geld und Briefe genügend gesandt hatte.

Eines Morgens gegen 5.00 Uhr, an einem Freitag, kam eine Ordonnaanz in die Baracke - es war noch alles am schlafen -, und las einige Namen vor von Leuten, die sofort zu entlassen seien. Aus unserer Baracke waren es 21. Ich traute meinen Ohren nicht, als ich auch meinen Namen zu hören glaubte. Ich erkundigte mich bestimmt zehnmal, ob ich auch recht gehört hätte. Als man mich von der Richtigkeit schließlich überzeugt hatte, be-

HOTEL REICHSHOF HAMBURG

Hauptbahnhof-Ankunftsseite, Kirchenallee 34-36
Stadt-Telefon: 24 12 12 Fern-Telefon: 24 47 45
Telegramm-Adresse: Reichshof, Hamburg

Preis pro Bett RM 5.- mit Bad RM 7.-

Anschluß-Badezimmer je Person RM. 2.-
Bad je Person RM. 2.-
zuzüglich 15% Bedienungszuschlag.

Gäste jüdischer Rasse

werden gebeten, das Frühstück auf dem Zimmer einzunehmen. - Mittag- und Abendessen wird im blauen Salon neben dem Frühstücksraum im Hochparterre serviert.
Die Hotelleitung

Juden werden bei einem Hotelbesuch von der Benutzung der allgemeinen Hotelräume ausgeschlossen. - Dies geschah im gesamten Reich so.

Wenn aber alles gut gegangen war, was selten vorkam, wurde vor der Baracke zum Essen angetreten. Wie eine Horde ausgehungertes Wölfe stürzten sich dann alle Mann auf die Eßnapfe und dann auf die Essenverteiler. Wenn man nun besonderes Glück hatte, bekam

Entlassungsschein

Der Jude Hermann Behrend geb. am 2.8.83
in Bückeburg war in der Zeit
vom 12.11.38 bis 2. XII in einem Konzentrationslager untergebracht.
Die Entlassung erfolgte am 2.
Seine Führung war: /.

Auflage:

Sie haben sich bei der Ortspolizeibehörde Ihres Wohnortes zu melden.



Der Lagerkommandant:

H-Oberführer

Druck: Müller, Oranienburg

Entlassungsschein für Hermann Behrend aus dem Konzentrationslager Sachsenhausen.

kam ich einen fürchterlichen Weinkampf. Ich wußte in der Tat nicht, was mit mir los war, ich mußte immer weinen und war zu nichts zu gebrauchen. Endlich holte man mich, um mich rasieren und die Haare schneiden zu lassen. Dann habe ich alles verschenkt, was ich besaß, klaterige Wäsche und trockenes Brot. Erst als ich draußen auf diesem fürchterlichen Platz stand und vor der Kammerbaracke zum Empfang meiner eigenen Kleider angetreten war, die unglücklichen Augen der zurückbleibenden Brüder sah, kam mir mein Glück so recht erst zum Bewußtsein. Seit dem Tage meiner Einlieferung in dieses Lager habe ich niemals daran geglaubt, jemals meine liebe Frau noch meinen Fritze wieder zu Gesicht zu bekommen. Der liebe Gott hatte meine täglichen Gebete erhört, mich gesund an Körper und Geist erhalten; es war dieses das Beste, was ich den Meinen mitbringen konnte.

Wir standen nun wieder, hoffentlich das letzte Mal, ohne Essen und Trinken von morgens 7.00 Uhr bis abends 7.00 Uhr auf einem Flecken. Vor lauter inneren Jontef verspürte keiner weder Hunger noch Durst. Während der Entlassung erklärte uns dann der Lagerkommandant, daß wir nicht wegen guter Führung etc. entlassen würden, sondern einzig und allein zu dem Zweck, daß wir so schnell wie irgend möglich mit unseren Familien das deutsche Reichsgebiet verließen, man wolle uns in Deutschland nicht mehr sehen.

Das läßt uns nun ein Volk sagen, für das man vier lange, schwere Jahre, Schulter an Schulter mit im Schützengra-

ben gelegen und gekämpft hat. Ich werde es vielleicht nicht mehr erleben, aber mein Junge wird den Tag kommen sehen, an dem dieses Volk erkennen wird, was es getan hat und tun ließ; es wird mit seinen Kindern, sowie Hab und Gut dafür büßen müssen. So wahr ein Gott im Himmel ist!

Von einem Lagerposten wurden wir an die Grenze des Lagers gebracht, ein Schlagbaum wurde hoch gezogen, und wir hatten die goldene Freiheit, an die keiner von uns mehr geglaubt hatte. Hinaus ging es in die dunkle Nacht. Niemand kannte weder Weg noch Steg. Wir rannten darauf los, ganz egal wohin.

Kahl geschoren, unsere Kleidung total verdorben, die Hüte direkt unbrauchbar gemacht, kamen wir zu einer Häuserreihe. Wir waren tatsächlich auf dem richtigen Wege zur Station Oranienburg. Wir gingen nun in einige Geschäfte, um uns etwas zum Essen zu kaufen, aber überall erhielten wir den Bescheid: „An Juden verkaufen wir nichts!“ Ich habe vergessen zu bemerken, daß ich beim Empfang meiner Kleider auch 120,— RM erhielt, die mir meine Else und Schwester Grete während meiner Inhaftierung geschickt hatten, die mir aber nicht abgeliefert wurden. Mit diesem Gelde habe ich nun manchem aushelfen können. Wir kauften uns an der Station erst mal Fahrkarten nach Berlin. Als wir im Zug in einem großen Abteil der vierten Klasse Platz genommen hatten, kam ein SS-Mann aus dem Lager herein und fing an zu schreien: „Ihr Saujuden setzt Euch auf Bänke, auf die sich nachher wieder deutsche Volksgenossen

setzen müssen. Keiner wage sich hinzusetzen, sonst bringe ich Euch alle wieder zurück.“ Das übrige Publikum im Zuge wußte gar nicht, was es davon halten sollte. Dieser Bandit hat großes Glück gehabt, daß noch andere Passagiere mit im Abteil saßen. Er wäre sonst im großen Bogen aus dem fahrenden Zug geflogen. Einige unserer Kameraden waren schon im Begriff des Begreifens. So fuhren wir nun stehend und mit

hungrigem Magen nach Berlin. Hier angekommen, telefonierten verschiedene Herren ihren früheren Lieferanten, daß sie Geld an die Bahn bringen möchten; und im Handumdrehen kamen Hunderte von Mark, wir konnten das Geld gar nicht alle verwerten. Ebenfalls kamen von den verschiedenen Organisationen Herren und Da-

men, die uns mit nach Hause nehmen wollten. Für mich gab es aber nichts als zu den Meinen.

In den Wartesaal wollte man uns auch nicht hereinlassen, aber ein sehr netter Kellner sah, was los war und holte uns durch eine besondere Tür herein, setzte uns in eine entlegene Ecke, und nun haben wir zu Essen bestellt, doppelte Portionen. Als das Essen kam, war

draußen im Gang am Fenster, sah mir die freie Welt an und konnte noch immer nicht recht an meine Freiheit glauben. In Berlin hatten wir uns Skatkarten gekauft, um uns während der Fahrt die Zeit zu vertreiben. Es war mir unmöglich, eine Karte nur anzurühren. Pünkt-

ein bißchen zu mir selbst gekommen war, wurde mir auf einmal bewußt, daß ich ja gar kein Zuhause mehr hatte. Aus der Paulinenstraße mußten wir heraus, da ein General dort einziehen wollte. Der Einzug in die neue Kölner Wohnung war uns sicherlich auch verweigert. Wo war nur meine Frau und mein Junge?

Der erste Gedanke, der mir kam, war, Grete in Hannover anzurufen. Sofort meldete ich ein dringendes Gespräch nach Hannover an. Das Gespräch kam und kam nicht. Ich konnte die Zeit gar nicht mehr abwarten. Endlich war es soweit, Grete war am Apparat. Ich konnte gar keine Worte finden, was wollte ich nur sagen. Grete rief immer: „Hier ist Behrend bei Molling“. Ich antwortete immer: „Tag Grete“, bis ich dann endlich erklärte: „Hier ist Hermann! Ich bin wieder auf freiem Fuß“. Grete antwortete nichts vor Aufregung. Ich fragte dann weiter: „Kann ich diese Nacht bei Euch schlafen? Ich bin um halb zwei Uhr in Hannover. Hole mich bitte mit einem Auto ab.“ Das war die erste Unterhaltung wieder mit den Meinen. Um 10.00 Uhr fuhr der Zug am Bahnhof Berlin-Friedrichstraße ab. Es fuhren mit mir: Heinemann - Altena, Cohn - Attendorn, Neufeld und Bacharach aus Plettenberg, Cahn und Gobas aus Lüdenscheid und verschiedene andere. Ich stand den ganzen Weg von Berlin bis Hannover

J. Rauff
Rechtsanwalt und Notar
Lüdenscheid i. W.
Fernsprecher Sammelnummer 4360
Postcheckkonto Amt Dortmund Nr. 5583
Bankkonten:
Commerz- u. Privatbank, Lüdenscheid u.
Deutsche Bank u. Disconto-Gesellschaft
Büro: Sauerfelderstraße 20
im Gebäude der Commerz- u. Privatbank



Lüdenscheid i. W., den 28.

Herrn
Hermann Behrend,

z. Zt. Konzentrationslager
Sachsenhausen
Oranienburg b/ Berlin.

Ihr heute hier eingegangenes Schreiben gab ich k. Hd. an die hiesige Polizeiverwaltung ab. Es ist mir nicht möglich, in dieser Richtung etwas zu unternehmen und ist es zweckmäßig, wenn Sie selbst Anträge an die hies. Polizei richten. Ausserdem ist Herr Rechtsanwalt Rauff bis 22.12. von hier abwesend.

Hochachtungsvoll
für Rechtsanwalt Rauff
dessen Bürovorsteher:



Antwortschreiben eines Lüdenscheider Rechtsanwaltsbüros an den im Konzentrationslager ein-sitzenden Hermann Behrend. Der Stempel wurde von der Lagerkontrolle aufgedrückt. Postzen-surstelle KZ Sachsenhausen.

lich lief der Zug in Hannover ein. Grete war oben am Zuge. Kein Wort wurde gesprochen. Sang und klanglos ging es zum Auto und ab zur Wohnung. Hier angekommen standen Kaffee, Brötchen, etc. auf dem Tisch. Ich machte mit den Augen gleich Bilanz, ob es auch genug sei. Ich war ängstlich, daß jemand davon mitessen würde. Jetzt erst nahmen wir uns in die Arme und begrüßten uns. Gesprochen wurden in der Nacht keine zwanzig Worte. Nun kam ich in mein Schlafzimmer und wer lag da, mein Junge! Ich ließ ihn ruhig schlafen. Nun gingen wir auch zu Bette. Es war inzwischen 3.00 Uhr geworden. Die Nacht war sehr schnell herum. Ich schlief noch, der Junge wurde wach und sah mich im anderen Bett liegen. Mit einem Schrei und Sprung lag er bei mir. Kein Wort kam über seine Lippen. Er weinte und küßte mich. Mich hat das Gebaren meines Kindes sehr ergriffen, und ich dankte im Herzen dem lieben Gott, daß ich den Bengel wieder in meine Arme schließen konnte und ich mit meiner Familie wieder zusammenkam. Meine Schwester Grete hatte in der Nacht noch meine liebe Else von allem verständigt.

Jetzt hatte ich keine Ruhe mehr. Ich mußte so rasch als irgend möglich meine Else sprechen, die sich so unendliche Mühe gegeben hatte, mich aus den Klauen dieser Unmenschen loszuziehen. Else war inzwischen auch nicht müßig gewesen. Sie hatte den Bremer Spediteur A. W. Neukirch benachrichtigt, einen Packer und einen Möbelwagen zu schicken, um unsere schönen Habseligkeiten einzupacken, einen Lift anzufertigen und für die baldige Auswanderung nach der Insel alles vorzubereiten. Dann war Else in Hamburg gewesen, hatte bei der Hapag für uns, Schwager Hugo und Familie und für Familie Schwarz - Berlin, dem Schwager von Otto, Billetts gekauft.

Mein Schwager Otto Oppenheim, der damals Direktor der Firma Louis Dreyfus, Kopenhagen war, hat seine ganze körperliche wie finanzielle Kraft und Energie daran gesetzt, uns drei Familien aus den Klauen der Nazibande zu befreien. Mit großem Geldaufwand sich und seine Familie in den Hintergrund stellend, hat er es dann fertig gebracht, uns drei Familien am 25. Februar 1939 auf den Weg in die Freiheit zu bringen. Wenn du mein lieber Fritz nach Jahren diese Zeilen einmal wieder durchlesen solltest, so gedenke deines Onkels Otto mit viel Liebe und Verehrung. Wäre er nicht gewesen, hätte er das

viele Geld, das wir draußen in der kalten Fremde benötigten, nicht mit so viel Liebe und Selbstverständlichkeit hergegeben, ich weiß nicht, was aus uns geworden wäre. Dieses willst du niemals vergessen!

Ich bin leider ganz von meinem Thema abgekommen. Ich will nun versuchen, den alten Faden wieder aufzunehmen.

Das Gespräch mit Lüdenscheid war bald da. Was ich erfuhr, war nichts Erfreuliches. Meine liebe Else kampferte in einem ungeheizten Bodenzimmer bei

Reise nach Lüdenscheid an. Ich hatte vorher noch mit Else telefoniert, mich von Hagen doch mit einem Auto abzuholen. Seit zwei Tagen war das Gesetz heraus, daß Juden weder Autos besitzen noch fahren durften. Mit meinem eigenen Wagen konnte ich mich also nicht mehr abholen lassen. Else bekam nun einen Wagen. Else mußte zwar außerhalb der Stadt einsteigen, und bei der Rückfahrt mußten wir auch vor der Stadt wieder aussteigen und den Rest des Weges zu Fuß zurücklegen. Fahrplanmäßig kam ich in Hagen an. Else war oben am

Ein Mann kam und packte unsere Sachen ein, dann wurde ich immer gefragt, wohin soll dies oder jenes geschickt werden, nach Amerika oder Kuba. Ich wußte überhaupt nicht, was ich darauf antworten sollte. - Mußte ich denn wirklich aus meiner Heimat heraus? War es in der Tat kein Bleiben mehr für meine Frau, für mein Kind und für mich? Dieses alles machte mich so konfus und wirkte so auf mein Gemüt und meinen Gesundheitszustand, daß ich kurz entschlossen mich wieder auf die Bahn setzte und nach Hannover zurück fuhr und

zwei Zimmer für Else, den Jungen und mich zu bekommen. Die Sache war sehr schwierig. Wir nahmen vorläufig für jeden einzelnen ein Zimmer. Es war eine fürchterliche Kälte, wie sie Deutschland seit vielen Jahren nicht gehabt hatte. Else kam nach Hannover. Wir bezogen unsere Quartiere und froren wie die jungen Hunde. Die einzige Erholung und warme Unterkunft fanden wir bei meiner Schwester Grete, die bei einem Herrn Richard Molling als Pflegerin tätig war. Herr Molling bewohnte in der Eichen-dorffstraße ein äußerst gemütliches Heim und freute sich immer, wenn wir zu ihm kamen; hauptsächlich hatte Herr Molling unseren Jungen in sein Herz geschlossen. Jedenfalls waren wir recht froh, ein solch gemütliches und bewohntes Heim zu haben. Sehr häufig waren wir schon zum Nachmittagskaffee dort, aßen dann auch meistens Abends bei Grete. Natürlich brachten wir uns unser Essen mit. Auf diese Weise ist uns der kolossale Kontrast unserer Lebenshaltung gar nicht so recht zum Bewußtsein gekommen.

Unser schönes, gemütliches, man kann wohl sagen, herrschaftliches Heim, habe ich also niemals wieder zu sehen bekommen. Das traute, gastliche Haus Behrend in Lüdenscheid hatte für immer seine Tore geschlossen. Viele, viele Jahre war unser Haus eine lustige, gesellige und gastfreundliche Sammelstelle vieler Freunde, Bekannten und auch Unbekannten gewesen. Alle wurden bei uns mit viel Liebe und Gastfreundschaft aufgenommen. Unser Haus und großer Park war allen ein beliebter Aufenthalt. Als erster Vorsteher der jüdischen Gemeinde beherbergten und bewirteten wir stets die Menschen, die in Gemeindeangelegenheiten kamen; Vorträge hielten oder Konzerte gaben. Mit einem Wort gesagt, wir waren immer für jeden da. Jetzt auf einmal war alles aus. Ich will nur hoffen und wünschen, daß uns auf unserer uns aufgezwungenen Wanderung ein winziger Teil von der Zuvorkommenheit, Hilfsbereitschaft und des Entgegenkommens zuteil werden möge, wie wir sie in so vollem Maße gezollt haben.

„BORUCH HAGEWER
ASCHER IIWTACH
B...W'HOJOH A...MI-
WTACHAU“

Mit diesem Spruch aus dem Tischgebet wollen wir uns auf die Wanderschaft begeben, denn: ist die Not am größten, ist der Herrgott immer am nächsten!

Nun gingen wir mit aller Kraft an unsere Auswanderung her-

Stadthauptkasse Lüdenscheid

Reichsbank Girokonto - Postcheckkonto 9138 Dortmund

Konto bei der Städt. Sparkasse Scheck-Konto 104
 " " " Amstsparkasse " " 101
 " " " Commerz- und Privatbank " " " " Hier
 " " " Deutschen Bank und Diskonto-Gesellschaft Nr. 1730

Lüdenscheid, den 7. Januar 1939

B e s c h e i n i g u n g .

Wir bescheinigen hiermit, daß Herr Hermann Behrend, hier, Paulinenstr. 10 seinen steuerlichen Verpflichtungen nachgekommen ist. Rückstände sind hier nicht vorhanden.

H. Behrend

Finanzamt

Sprechstunden nur Dienstags und Donnerstags von 8-12 Uhr und 15-17 Uhr
 Sprechstunden 8-12 1/2 Uhr
 Samstags 8-12 Uhr

Bankverbindungen der Finanzkasse:
 Reichsbank-Girokonto
 Postcheckkonto Dortmund 8071

Lgb.-Nr. II, 2
 Steuer-Nr. 9/1265

6. Januar 1939
 Lüdenscheid, Corneliusstraße 23
 Fernruf Nr. 2051 u. 2052


B e s c h e i n i g u n g .

Dem Händler mit Kleiderstoffen Hermann Behrend und seiner Ehefrau Else geborene Oppenheim, wohnhaft in Lüdenscheid, Paulinenstr.10, wird zum Zwecke der Auswanderung nach C u b a bescheinigt, dass keine Steuerrückstände bestehen.

Bedenken gegen die Auswanderung bestehen aus steuerlichen Gründen daher nicht.

In Vertretung:
 gez. Dr. V o g

Beglaubigt:
H. Behrend



Bescheinigungen vor der Ausreise der Familie Behrend nach Kuba.

einer bekannten jüdischen Familie (Cahn früher Lebenberg). Wir verabredeten, daß ich am anderen Tage nach Lüdenscheid kommen würde, um alles weitere zu überlegen. Eines stand aber schon fest, unser Wohnsitz bis zur Auswanderung sollte Hannover werden. Wir wollten mit Grete auf alle Fälle die letzten Wochen noch zusammen sein. Um nun reisen zu können, mußte ich einen anderen Anzug und einen Paletot haben. Nach kurzem Telefonat bekam ich diese Utensilien von einer meiner Schwester befreundeten Familie (Dr. Heinrich Herzberg, Eichstraße). So ausgestattet trat ich nun meine

Bahnsteig, nahm mich in Empfang, und ab ging es nach Lüdenscheid. Der Chauffeur packte uns in den Wagen, als wenn er Verbrechern auf den Weg helfen wollte oder Schmuglern über die Grenze helfen. Es war jetzt deutlich zu sehen, daß es kein Bleiben für die Juden in Deutschland mehr gab. In Lüdenscheid angekommen, war unser schönes Heim schon für den Umzug vorbereitet. Ich schlief die erste und letzte Nacht in der eigenen Wohnung. Von der Inhaftierung war ich noch so benommen, daß mir erst so nach und nach alles zum Bewußtsein kam. Es war mir alles wie ein Traum.

mich acht Tage ins Krankenhaus begab. Die Verordnung des Arztes war Ruhe und gutes Essen. Nach einer Woche habe ich dann das Krankenhaus wieder verlassen. Inzwischen hatte die liebe Else unsere Habseligkeiten einpacken lassen und den Abtransport angeordnet. Else wohnte während der Zeit in einem ungeheizten Bodenzimmer bei einer bekannten jüdischen Familie, die ein dreistöckiges Haus bewohnte, aber für meine Frau scheinbar kein ordentliches Zimmer frei machen wollte.

Grete und ich gaben uns nun alle erdenkliche Mühe, ein oder

an. Reisen zwischen Hannover, Hamburg, Bremen und Lüdenscheid gehörten zur Tagesordnung. In Hamburg hatten wir mit der Erlangung des Kubaviums viel Arbeit. Durch Vermittlung meines Schwagers Otto hatten wir in Hamburg einen Herrn gefunden, der uns das Visum für Kuba für viel Geld verschaffte. (Auf diesen Herrn werde ich später noch zu sprechen kommen.) Inzwischen waren die Zustände für uns Juden in Deutschland immer schlimmer, kritischer und unhaltbarer geworden. Friseure weigerten sich, Juden zu bedienen, Lebensmittelgeschäfte verweigerten den Juden die Abgabe von Waren. Das Betreten von Kinos, Theater, Cafés wurde den Juden untersagt. Überall sah man die Schilder „Hier sind Juden unerwünscht!“. In Hotels wurden unsere Glaubensgenossen nicht mehr aufgenommen, in den Wartesälen keine Speisen oder Getränke mehr verabreicht. Auf freien Plätzen und in Kurparks durften sich Juden nicht bewegen, das Sitzen auf den Bänken dort war verboten. Große Kaufhäuser und viele Geschäfte aller Warengattungen hatten Schilder an ihren Türen, daß Juden als Kunden unerwünscht seien. Schließlich kam das Gesetz, daß alle Juden einen gelben Stern an einer sichtbaren Stelle ihrer Kleidung tragen mußten. Es gab sogar viel Ärzte, die Juden ihre Hilfe verweigerten. Mir ist ein Fall bekannt, daß eine Stadtärztin ihres Amtes enthoben wurde, weil sie einem jüdischen Säugling, dessen Mutter nicht nähren konnte, das Kind aber unbedingt Muttermilch haben mußte, um es am Leben zu erhalten, Milch von einer arischen Mutter besorgt hatte. Der Säugling ist nachher gestorben. Haussuchungen, Verhaftungen und sonstige Schikanen der eigens für die Juden aufgestellten Gestapo (Geheime Staatspolizei) waren an der Tagesordnung. Kein männlicher Jude war sich seines Lebens und seiner Freiheit mehr sicher. Aus diesem Grunde haben wir dann beschlossen, unsere Wartezeit für die Einwanderung in die Vereinigten Staaten nicht mehr abzuwarten, wanderten daher nach Havanna auf der Insel Kuba aus. Da für jüdische Auswanderer neue Gesetze herausgekommen waren, und zwar, daß eine Liste für jedes Umzugsgut zur Genehmigung eingereicht werden mußte, hatte ich vor vier Wochen eine solche Liste nach Münster eingereicht. Drei Tage vor Abgang unseres Dampfers hatten wir die Liste noch nicht zurück. Dreimal war ich schon in Münster gewesen, um mich nach der Angelegenheit zu erkundigen. Immer wurde ich mit allerlei Ausreden hingehalten.

Zuletzt wurde mir gesagt, die genehmigten Listen seien nach Hannover unterwegs. Von den ganzen Zusicherungen war kein Wort wahr. Ich sah mich nun gezwungen, einen Tag früher von Hannover abzufahren.

Am 22. Februar 1939 hatten wir noch keine Erlaubnis, unsere Koffer und den Lift zu packen. Die Listen waren von Münster noch nicht zurück. Am 25. fuhr unser Schiff und es mußte bis zu diesem Termin doch alles geregelt sein. Kurz entschlossen fuhr ich allein am 23. Februar abends von Hannover ab, um am andren Tage sofort in Münster und Bremen alles zu regeln.

Der Abschied von meiner lieben Schwester wurde mir sehr schwer. In einer solchen Zeit

Mit diesem Abschied war das erste große Stück Heimat für mich verloren gegangen.

Am 23. kam ich in Münster an und erfuhr, daß die Liste schon lange genehmigt war, die antisemitischen Beamten hatte sie aber nicht fortgeschickt. Für das Mitnehmen meiner alten Einrichtung und Wäschestücke mußte ich 3.500,— RM der Golddiskontbank in Berlin sofort überweisen, eher durften die Sachen nicht verpackt werden. Unser sämtliches Silber, wie Schabbesleuchter, Kiduschbecher, Eßbestecke, Haf-dahlbüchse etc. wurden uns abgenommen. Ebenso meine wertvolle Markensammlung. Kurz und gut, alles, was besonderen Wert hatte, haben die Halunken zurückbehalten. Wir mußten leider zu allem ja und

kultivierten Menschen wiedersehen werden. Der Tag des Wiedersehens wird zu den schönsten meines Lebens zählen.

Nun kamen auch mein Schwager Hugo Oppenheim mit Frau (Hertha) nach Bremen. In Hamburg trafen wir mit Familie Felix Schwarz aus Berlin zusammen. Wir drei Familien waren es, die gemeinsam die große Reise antreten wollten. Wir wohnten die letzten Tage im Hotel Reichshof. Auch hier war nicht mehr gestattet, mit den anderen Gästen gemeinsam die Mahlzeiten einzunehmen. Nun hatten wir noch genug damit zu tun, unser Handgepäck und andere Formalitäten zu erledigen. Es wurden noch verschiedene Einkäufe getätigt und am Freitagnachmittag, am

Zeichen berechnete die Schiffsgesellschaften die Hin- und Rückfahrt den Inhabern solcher Pässe abzunehmen. Ohne diese doppelte Zahlung erhielten sie keine Schiffsplätze. Die Lüdenscheider Polizeiverwaltung, die uns sehr zugetan war, wollte uns diese betrügerischen Kosten ersparen und gab mir einen richtigen Arierpaß. Bei der Paßkontrolle vor Besteigung des Dampfers fiel ich dann mit diesem Paß auf, und man wollte uns nicht reisen lassen. Man warf mir vor, ich hätte diesen Paß mir ergaunert; es wäre eine Auswanderung mit diesem Paß unmöglich. Man brachte uns in ein separates Zimmer und ließ die anderen Passagiere zum Pier fahren. Unser ganzes Handgepäck, alles, was wir noch besaßen, war bereits an Deck. Man kann sich unsere Angst und Not gut vorstellen. Else war vollkommen erledigt. Ich behielt aber meine Ruhe und habe mit den Halunken in aller Ruhe verhandelt. Bezahlte ein dringendes Gespräch nach Lüdenscheid, was sie niemals angemeldet haben. Ich bemerkte, wie einer der höheren Banditen dem anderen einen Wink gab. Ich bekam die Ausreise gestempelt, und wir bestiegen als allerletzte das Schiff. Als ich das Deck betrat, wurde das Fallreep eingezogen. - Da war auch ich total erledigt; unsere Reisegesellschaft glaubte nicht mehr an unsere Mitfahrt.

Die Musik fing an zu spielen: „Ade, Du mein lieb' Heimatland, lieb' Heimatland ade!“ Der Dampfer fuhr langsam aus dem Hafen.

Der Abschied von der schönen Heimat wurde mir und meiner lieben Else nicht leicht. Heimat bleibt Heimat. Manche traute Ecke, manchen anheimelnden Platz und heilige Stätte läßt man zurück.

Die Menschen in Deutschland waren unmenschlich, grausam und entartet, der Abschied von diesem Gesindel war ein Dankfeiertag. Kein anständiger Mensch der ganzen Welt wird die Schandtaten der deutschen Bürger vergessen, die sie ihren Mitmenschen zugefügt haben, solange die Welt besteht. Überall war in Deutschland zu lesen: „Die Juden sind unser Unglück.“ Ich möchte darauf antworten - hoffentlich!

Wie unser Herrgott die Ägypter, Amalek, Amoniter und Haman bestraft hat, wird auch der Barbar Hitler mit seinen Helfershelfern der gerechten Strafe bestimmt nicht entgehen. Deutschland war die Juden nicht wert, die es besaß.

Der Regierungspräsident

Hennberg (Weff), den 31 Juli 1958

Herrn
Hermann Behrend
529 W 111 Str.

New York/ U S A

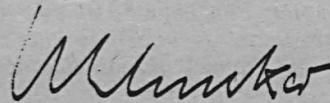
Luftpost!

Sehr geehrter Herr Behrend!

Zur Vollendung Ihres 75. Lebensjahres spreche ich Ihnen, zugleich im Namen des Herrn Innenministers des Landes Nordrhein-Westfalen, die herzlichsten Glückwünsche aus.

Gleichzeitig gebe ich der Hoffnung Ausdruck, daß Ihnen noch ein ruhiger Lebensabend beschieden sein wird.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr



Glückwunschsreiben des Regierungspräsidenten Schlenker an Hermann Behrend zur Vollendung des 75. Lebensjahres.

weiß man ja nie, ob man sich überhaupt mal widersieht. Zumal ich meine Schwester mutterseelenallein in einem Barbenstaat zurücklassen mußte. Es war für uns beide sehr hart. Grete und ich hatten bis heute treu zusammen gehalten und sollen die weiten Meere, die uns voneinander trennen, unsere gegenwärtige Liebe und Zusammengehörigkeit in keiner Weise schmälern. Die letzten Worte, die Grete mir noch zurief, waren: „Hermann, reise mit dem lieben Gott!“

amen sagen, da unser Schiff doch fuhr, und wir in diesem Räuberstaat nicht länger mehr bleiben wollten, auch wenn sie uns alles genommen hätten. Wir erreichten unser Schiff noch soeben.

Am anderen Tage kamen meine liebe Else und der Junge nach Bremen nachgefahren. Auch ihnen war der Abschied von Tante Grete sehr schwer geworden. Wir wollen nun hoffen und wünschen, daß wir allesamt uns in Gesundheit und Glück in einem freien Lande unter freien,

25. Februar 1939, gingen wir an Bord des Hapag-Dampfers „Iberia“, der uns nach Havanna auf der Insel Kuba bringen sollte.

Ich möchte noch eine Episode erzählen, die uns Behrends widerfahren ist, bevor man uns auf das Schiff ließ: Es war Gesetz, daß alle auswandernden Juden einen besonderes gekennzeichneten Paß erhielten, auf dem sie nach Deutschland nicht wieder einwandern konnten. Dieser Paß war mit einem großen „J“ gezeichnet. Dieses

Die Seereise ging über Antwerpen, Cherbourg, Lissabon direkt nach Kuba. Als wir an Bord gingen, war es bitter kalt. Nach acht Tagen, direkt hinter Lissabon, wurden schon Schwimmbäder auf Deck errichtet. Man packte die Wintersachen fort, und ein Vorgesmack von der Tropensonne wurde uns zuteil. Die Unterbringung auf dem Dampfer, wir hatten 3. Klasse, man wollte uns in Hamburg weder erste Kajüte noch Touristenklasse mehr verkaufen, war hundsmissabel und menschenunwürdig. Die Verpflegung war gut. Die Behandlung im Großen und Ganzen ordentlich. In Antwerpen besuchten wir Freunde von Otto und Irene, eine Familie Feldheim, die uns außergewöhnlich liebenswürdig aufnahm und ein schönes Entree für unsere Wanderung war. In Lissabon begrüßten uns wieder Freunde von Otto, Prof. Wohlwill und Frau Fritz. Wir unternahmen hier eine große Autotour ins Land, besichtigten verschiedene Schlösser und Klöster und das Ländchen Estremadura. Die Fahrt war wunderschön. Um 6.00 Uhr ging die Fahrt weiter, es wurde sehr warm, und wir bekamen zehn Tage nur Himmel und Wasser zu sehen. Dem Jungen und mir bekam die Seereise sehr gut. Ich war überhaupt nicht eine Minute seekrank. Unserer lieben Mama hat die Seefahrt was angetan. Mit weinender Stimme erklärte sie mir eines abends: „Ich will wieder nach Lüdenscheid!“ Das Herz hat mir wehe getan. Essen konnte sie überhaupt nichts. Die ersten Tage lag sie ständig im Bett, bis ich sie eines morgens herauf auf das Deck holte. Ich hatte in Lissabon einen Liegestuhl gekauft. Else hat dann bis Havanna in diesem Stuhl auf Deck in der frischen Luft zugebracht. Else hat während der ganzen Reise ausschließlich von rohen Äpfeln und trockenem Brot gelebt. Für uns anderen alle war die Seereise ein Erlebnis und eine richtige Erholungsreise. Am 15. März, abends, sahen wir zum ersten mal wieder etwas Land, dann sahen wir von weitem das feenhaft erleuchtete Havanna. Je näher wir kamen, je bezaubernder wurde es. Wir machten die Nacht zum Tag. Gegen 6.00 Uhr morgens kamen schon Leute, die ihre Bekannten, Familien und Freunde erwarteten, in kleinen Booten uns entgegengefahren. Es war sehr warm, aber es strich immer eine angenehme, kühle Brise über den Golf von Mexiko. Um 8.00 Uhr fuhr das Schiff in den Hafen ein. Die

Einwanderungsformalitäten dauerten ewig. Wir standen bis 2.00 Uhr nachmittags auf Deck. Dann gingen wir an Land, wurden von der Polizei aber in Empfang genommen, auf kleine Boote geführt und auf eine kleine Insel, die ein Art KZ vorstellte (Tiscornia) gebracht. Als wir von der Iberia herunter kamen und den ersten Schritt auf freien Boden taten, habe ich meinen Jungen gebenscht und dem lieben Gott gedankt, daß wir soweit waren, gesund und guter Dinge unser erstes Ziel erreicht hatten und wieder frei atmen konnten. Wir waren wieder Menschen und brauchten nicht in jedem uns begegnenden Menschen unsern Erzfeind zu erblicken.

Wie in Deutschland jeder aus dem schrecklichen Unglück der Juden Kapitel schlagen wollte und konnte, so haben auch verschiedene ausländische Konsulate, deren Mitarbeiter und

heim hatten keine legalen Pässe und mußten die richtige Freiheit erst erkaufen. Ein Geschäftsfreund von Otto, der das Haus Louis Dreyfuß in Havanna vertritt, regelte mit viel Geld die Angelegenheit. Es kostete für die beiden Familien 400,— \$. Wir haben uns mit 100,— \$ an diesen Auslagen beteiligt. Am nächsten Abend kamen wir dann zusammen von der Insel herunter und nahmen im Hotel Union Quartier. Die Verpflegung und die Unterkunft auf der Tiscornia waren entsetzlich schlecht. Wir saßen mit mehreren hundert Negern an einem Tisch, für uns Europäer etwas außergewöhnliches. Millionen Moskitos ließen uns nicht schlafen, das Essen ungenießbar. Diese Angelegenheit dauerte für uns ja nur einen Tag, aber ich wollte es nicht versäumen zu erwähnen. Im Hotel angekommen, haben wir uns erstmal richtig gewaschen, gebadet und zurecht gemacht. Dann

möchte noch erwähnen: als wir auf der Tiscornia ungefähr zwei Stunden angekommen waren, erschienen ca. 20 Damen der jüdischen sozialen Vereinigung aus Havanna mit großen Körben und brachten uns etwas zum Essen. Brot, Eier, Apfelsinen, Milch; es war das erste mal, daß ich unseren Fritze trockenes Brot habe essen sehen.

Vom Hotel „Union“, welches für unsere Verhältnisse viel zu teuer war, zogen wir an den Malecon in das schön am Golf von Mexiko gelegene Hotel „Manhattan“. - Wir mieteten dort mit Hugos Familie zwei sehr schöne große Zimmer inklusiv Verpflegung für ca. 100,— Pesos monatlich. Das Essen war für kubanische Verhältnisse sehr gut, für uns fast ungenießbar. Ich persönlich habe fast ausschließlich von Obst, Milch und Brot gelebt. Nach vier Wochen zogen wir dort

wirtschaftet, um die Biester zu vertilgen. So ziemlich haben wir dieses auch fertig gebracht. Wir wohnten eineinhalb Jahre in dieser Villa und verbrachten dort manche fröhliche und angenehme Stunden. Wir hatten immer viel Besuch, unsere große, geräumige Veranda war, wie in Lüdenscheid unser Park, Tummelplatz vieler netter Menschen.

An die kubanische Bevölkerung mußte man sich erst gewöhnen und sie erst kennenlernen. Es gab dort nur sehr reiche und sehr, sehr arme Leute, viele Neger, Mulatten und Chinesen. Stehlen und die Neuankömmlinge ausplündern war an der Tagesordnung. Als ich mir zum erstenmal Geld von der Bank holte, stahl ein Taschendieb mir die Brieftasche mit 116,— \$ im Bus aus der Tasche. Ich merkte es aber sofort. Der Kerl sprang aus dem fahrenden Wagen, ich hinterher. Aus dem Bus wurde hinter uns hergeschossen. Als ich den Kerl fast eingeholt hatte, richtete er seine Pistole auf mich. Ich schlug ihm den Revolver aus der Hand, der Räuber fiel zu Boden. Im Nu hatten zwei Offiziere ihn festgenommen. Ich erzählte, was passiert war und schon zogen die Offiziere dem Dieb meine Brieftasche aus der Brusttasche. Nun war auch schon ein Detektiv mit Auto zur Stelle, der uns alle ins Auto packte und zur Polizeistation brachte. Hier entpuppte sich das Individuum als Schwerverbrecher, der erst zwei Tage vorher das Zuchthaus in Havanna verlassen hatte. In derselben Nacht war noch die Gerichtsverhandlung. Ich hatte dem Täter die Pistole ins Auge geschlagen und man wollte mich dieserhalb wegen Körperverletzung belangen.

Auszug aus dem Tagebuch des Hermann Behrend, überreicht an die Stadt anlässlich des Besuchs ehemaliger jüdischer Lüdenscheider Mitbürger vom 9. bis 12. August 1990 durch Fred Behrend. - Fred ist der Sohn von Hermann Behrend; an ihn wendet sich der Vater immer wieder in diesem Bericht. Er besuchte Lüdenscheid ein zweites Mal und übergab mir im Museum eine Thoraseite zur Erinnerung an das religiöse Leben der jüdischen Gemeinde in unserer Stadt, deren Gebetsraum sich im ehemaligen Jägerhof befand. - Der Text wurde von mir unwesentlich korrigiert, wo Satzbau oder Zeichensetzung das Verständnis erleichtern.

Herman Behrend
529 West 111. Str.,
New York, 25.
Pine Hill, N.Y.
Box 12.

Pine Hill, N.Y. 12. Aug. 1958.

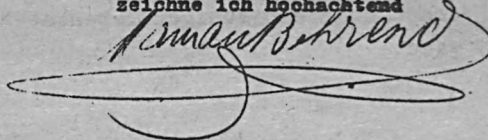
An den Regierungspräsidenten
in Arensburg, Westfalen.

Sehr geehrter Herr Regierungspräsident!

Es war eine große Freude für mich aus meiner alten Heimat, in der ich die schönsten 55 Jahre meines Lebens verbracht habe, und auf grausige Weise mit meiner Familie vertrieben wurde, von solch' hoher Stelle liebe Geburtstagsgrüße und Gratulation zu erhalten.

Ich danke Ihnen sehr geehrter Herr Regierungspräsident aufs herzlichste, und ersehe daraus zu meiner größten Freude, das der alte, deutsche Wahrspruch "Einigkeit und Recht und Freiheit!" in Deutschland wieder zur Geltung gekommen ist.

Mit den besten Grüßen von Land zu Land
zeichne ich hochachtend



Antwortschreiben von Hermann Behrend an den Regierungspräsidenten mit der Ansprecherung auf eine Passage seines Berichtes, in dem er über die Machtergreifung von 1933 schreibt, daß „Einigkeit und Recht und Freiheit“ für alle Zeit aus Deutschland vertrieben worden sei.

Agenten viel Geld für legale und auch illegale Visa und Permits sich bezahlen lassen. Die kubanischen Konsulatsbeamte und ihre Helfershelfer haben sehr viele illegale Visa und hauptsächlich Permits verkauft. Dieses hatte sich bei der Revision der Pässe sofort herausgestellt. Aus diesem Grunde wurden alle Passagiere der Iberia auf der Tiscornia vorläufig interniert. Auch Familie Schwarz und Schwager Hugo Oppen-

sind wir ins Restaurant gegangen und haben Abendbrot bestellt. Wir hatten doch seit zwei Tagen nichts Richtiges mehr gegessen. Außer unserer Mama bestellten wir uns alle ein warmes Essen für eineinhalb Pesos, unsere Mama natürlich nur für 50 Centavos. Sie schimpfte wie ein Rohrspatz über unsere verschwenderische Ader. Nachher hat sie aber von jedem etwas mitgegessen, sie hatte nämlich auch Hunger. Ich

aus, mieteten eine kleine, sehr schön gelegene Villa in Vedado, der wundervollen Villenstadt von Havanna. Wir vermieteten zwei Zimmer und eröffneten eine Pension, hatten jeden Tag ca. 15 Gäste. Vorher kauften wir für fünf Zimmer Möbel bei einem Althändler, natürlich viel zu teuer und bekamen mit diesem Gerümpel das ganze Haus voller Wanzen. Einen ganzen Tag haben wir geräuchert, gebrannt und ge-